

Kritik in Kürze

Ohne Ende

Eine Hymne auf das süße Leben, inkarniert in Sucette. Wer spricht? Einer, dem nichts ernst ist, aber alles heilig, einer, der keine festen Grenzen hat, ein „Ichwir“, Moinous, einer, der wie Beckett die Worte spielerisch nimmt: „Sagen wir, es ist ein Dienstag, als sie sich das erste Mal begegnen. Und sagen wir, es regnet.“ Denn es regne stets in traurigen Liebesgeschichten und in glücklichen auch. „Aber vielleicht ist gar nicht Dienstag.“ Der Kalender hat hier keinesfalls das Kommando. Der jüngst gestorbene Raymond Federman, der letzte Avantgardist, hat in seinem zärtlichsten und zugänglichsten Roman der Liebe ein Denkmal gesetzt. Er erhebt dabei alle Erinnerung zum totalen Präsens. „Schließlich sind Tod und Liebe letztlich doch identisch.“ Aus flüchtigem Zulächeln wird eine gemeinsame Flucht durch die Zeit, Moinous besucht die Familie der Geliebten in Boston. Der erste Streit schließt sich an, der in Wahrheit eine Feinjustierung ist, aber auch ein Schritt zu der Einsicht, dass das letzte Verschmelzen kaum möglich ist. Doch das Ende zählt nicht, ist auch nicht das Ende. Die Geschichte kreist wie die Gedanken der Liebenden um den so unwahrscheinlichen Beginn der Liaison, die auf einen Schlag allem Vorherigen, der Verzweiflung des Erzählers (und irgendwie auch Autors) in Amerika, aber auch allem Folgenden ein Ziel gibt. Zugleich wird immer ungreifbarer, ob die Begegnung tatsächlich oder nur im Kopf stattgefunden hat. Aber es bleibt ein quasi kartesischer Rest – es bleibt diese Geschichte. Geschrieben bereits 1985, wurde sie nun neu und ergreifend übersetzt sowie durch ein Torso gebliebenes Gespräch ergänzt. (*Raymond Federman: „Eine Liebesgeschichte oder so was“. Roman.* Aus dem Englischen von Peter Torberg. Gefolgt von „*Erst, wenn ich das Tempus gewechselt habe“*. Ein Gespräch. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2010, 222 S., geb., 19,80 €.)

ou

Ohne Alternative

„Ich mache nichts, als den Dreck und Eiter da draußen zu sammeln“, sagt eine der Figuren im neuen Roman von Franjo Franičič. Dies mag auch eine Selbstaussage des 1958 in Ljubljana geborenen Autors sein, der nicht nur Autor, sondern auch diplomierter Sozialarbeiter ist. Seine düsteren Gesellschaftsprognosen hat er bislang unter anderem in fünfzehn Romane verpackt. 2004 erschienen auf Deutsch die Erzählungen „und andere“, in denen es um den Missbrauch von Kindern in zerrütteten Familien und Erziehungsheimen geht. Jetzt liegt wiederum ein Roman vor, der von sozialen Katastrophen durchtränkt ist. Drei Teile hat das Buch, die sich um drei männliche Figuren, allesamt ziemlich traurige Gestalten, zentrieren: einen pyromanischen Fernsehredakteur, der zwischen zuckerkranker Mutter und ungeliebter Ehefrau halb durchdreht; einen vierzigjährigen Mann, der an den Wochenenden Underdogs zusammenschlägt; sowie einen Polizisten, der außer seiner toten Mutter alle Frauen verachtet und am Schluss zum Vergewaltiger wird. Formal ist dieses Buch mit seinen schnellen Sprüngen und Perspektivwechseln – auch zwischen verschiedenen Personen – nicht schlecht gemacht. Doch der stereotypen Ballung von Korruption, Sex, Gewalt, Alkohol, Hass und Ausweglosigkeit fehlt die Differenziertheit, gerade bei der Zeichnung der Charaktere. Bei der Art und Weise, mit der Franjo Franičič der Gesellschaft in diesem Buch die Eiterbeulen aufsticht, ist man als Leser geneigt, sich ganz schnell wegzuducken. (*Franjo Franičič: „Eis. Feuer. Wirklichkeit“. Roman.* Aus dem Slowenischen von Erwin Köstler. Draava Verlag, Klagenfurt 2009. 288 S., geb., 23,80 €.)

leist

Neue Sachbücher

Dinge ordnen sich dem Blick

Vom Beitrag der Strickmaschinen zur Geburt moderner Bildästhetik: Albert Renger-Patzschs gesammelte Aufsätze zur Fotografie

An der Strickmaschine für Nylonstrümpfe schlug die Stunde des Fotografen. Denn was achtzehn Meter lang ist, stolze neunzehn Tonnen wiegt und aus nicht weniger als 250 000 Einzelteilen besteht, das wird, wenn überhaupt, nur für kurze Zeit störungsfrei seinen Dienst tun können. Albert Renger-Patzsch jedenfalls war sich, als er zum ersten Mal ein solches Ungeutum sah, nach eigener Auskunft sicher, dass „diese Maschine ein Irrtum sei“.

Dem nüchternen Blick des Fotografen entging allerdings auch nicht, dass schon die Vielzahl der in einer solchen Anlage verbauten Einzelteile zu einem stolzen Katalog für Ersatzteile anschwellen würde und dass kein Zeichenstift fein genug sein würde, all die unterschiedlichen Maschinenteile akkurat abzubilden. Es ist daher die Fotografie, die hier dem Techniker in Form präziser Abbildungen zur Seite springt. Und umgekehrt ist es die Technik, die der Fotografie eine Idee von neusachlicher Ästhetik vermittelt.

Unverkennbar sitzt dem Fotografen Renger-Patzsch der Schalk im Nacken, wenn er im Rückblick die Geburt der fotografischen Moderne mit der Wartung von Strickmaschinen kurzschließt. Und doch

Literatur

Der alte Mann mit dem Besen

Der Flughafen erweist sich als idealer Ort, um fremde Menschen aller Schichten und Länder zusammenzuführen. Der spanische Autor Alberto Torres Blandina blickt in seinem vergnüglichen Roman auf diese Schnittstelle unterschiedlichster Lebensläufe und Schicksale.

Unter den möglichen Varianten ist die Realität immer nur eine von vielen. Und nicht unbedingt die beste“, lautet eine der philosophischen Einsichten, die der spanische Autor Alberto Torres Blandina ausgerechnet einer Reinigungskraft am Flughafen in den Mund legt. Der Protagonist seines Romans „Salvador und der Club der unerhörten Wünsche“ ist mehr als nur ein Fachmann für Sauberkeit. Er ist gewissermaßen ein Experte für Grenzbereiche der Realität. „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie anders die Wirklichkeit an einem Ort ist, wo sich niemand zu verstellen braucht, weil keiner den anderen kennt“, sagt Salvador. Zumindest in seinen Geschichten wird der zeitlose und auswechselbare Raum zwischen Duty-free-Shops und Info-Monitoren zu einem Ort der unbegrenzten Möglichkeiten.

Der Flughafen, den Torres Blandina zum einzigen Handlungsort seines Debütromans macht, hat als literarischer Schauplatz längst keinen Seltenheitswert mehr. Es ist wohl der Zustand des Übergangs, in dem sich die Menschen hier befinden, der so unterschiedliche Autoren wie jüngst Angelika Overath oder Alain de Botton an ihm reizt. Als Endpunkt oder Anfang einer Reise oder eines neuen Lebensabschnitts, Schnittstelle unterschiedlichster Lebensläufe und Schicksale erweist sich der Flughafen als ideal, um fremde Menschen aller Schichten und Länder zusammenzuführen. Touristen in Bermudashorts treffen hier auf Business-Nomaden.

Dem Philosophen Alain de Botton, der als „writer in residence“ im vergangenen Jahr eine Woche lang in London-Heathrow verbrachte und darüber ein Buch schrieb, gilt der Flughafen als Symbol der vernetzten, globalisierten Welt. Man kann ihn aber wohl ebenso sehr als einen Ort betrachten, an dem der beschleunigte Mensch durch Warteschlangen und lange Zwischenaufenthalte zum Innehalten gezwungen wird. Ein verspäteter Flug hat so manch einem bereits unverhofft Zeit geschenkt. Zeit, mit der man in den endlosen stahlgrauen Gängen oft nichts anzufangen weiß. In Torres Blandinas einfallsreichem Roman ist es der Putzmann Salvador, der diese Lücke mit kurzweiligen und lebensklugen Geschichten füllt.

„Haben Sie fünf Minuten?“ – Hinter der Frage, die uns in der Abflughalle sonst von lauernden Bank- oder Mobilfunkvertretern gestellt wird, versteckt sich hier die Einladung, in eine ganz phantastische Welt einzutauchen. Den verdutzten Fluggästen präsentiert Salvador aus einem nahezu unerschöpflichen Fundus die zur jeweiligen Lebenslage des Gegenübers passende Anekdote. Er kennt die Menschen, insbesondere die Reisenden – schließlich beobachtet er sie seit mehr als dreißig Jahren –, und sieht ihnen ihr Ziel schon an Gepäck und Kleidung an. Der alte Mann mit dem Besen weiß, ob sie auf der Flucht vor einer gescheiterten Beziehung, auf einer Geschäftsreise oder auf dem Sprung in ein neues Leben sind. Er beobachtet Liebende beim Abschied, enttäuschte Ankömmlinge, die von niemandem erwartet wer-



Der Flughafen gilt vielen als Symbol für die globalisierte Welt. Man kann ihn aber mit Torres Blandina auch als einen Ort betrachten, an dem der beschleunigte Mensch durch Warteschlangen und Zwischenaufenthalte zum Innehalten gezwungen wird.

Foto Getty Images

den, Menschen, die ein Doppelleben führen. Und so gibt er Lebenshilfe, spendet Trost und verzaubert seinen unwirtlichen Arbeitsort, indem er banale Alltagsbeobachtungen mit kraftvoller Poesie auflädt. Er, der immer am Boden bleibt, hat dort vielleicht einen größeren Erfahrungsschatz gesammelt als manch routinierter Fernreisender unterwegs.

Mit seinem liebevoll gezeichneten, menschenfreundlichen Protagonisten hat Torres Blandina eine Erzählerfigur nach dem Vorbild der irischen oder arabischen Geschichtenerzähler geschaffen. Das Buch ist ein Monolog, der nicht verbergen kann, dass er für die Theaterbühne konzipiert wurde. Torres Blandina, der in Spanien als Theaterautor längst kein Unbekannter mehr ist, hat die Vorlage für „Salvador und der Club der unerhörten Wünsche“ 2002 für das Teatro de Bolsilla von Valencia entwickelt. Das Konstruktionsmuster des Romans ist leicht durchschaubar, doch tut dies dem Lesegenuss keinen Abbruch. Im Gegenteil: Das szenische Denken des Autors und die klare Strukturierung kommen ihm zugute. Man spaziert über die Seiten, durch eine Geschichte, die nicht auf ein Ziel oder einen Höhepunkt zuläuft, sondern sich aus einzelnen Episoden zusammensetzt. Lediglich die Figur des Salvador hält die kleinen poetischen Erzählungen, Anekdoten, Fragmente zusammen. Über Salvadors Zuhörer und Gesprächspartner erfährt der Leser nur dann etwas, wenn der alte Mann direkt Bezug auf sie nimmt; über ihn weiß man lediglich, dass er verwitwet ist und kurz vor der Pensionierung steht. Die Abwesenheit eines Erzählers und klarer Identifikationsfiguren befremdet zunächst, doch ist der Bruch mit vertrauten Lesegewohnheiten vermutlich intendiert und durchaus effektiv.

Ein Schauplatz, ein Sprecher – solch radikale Reduktion ist ein Wagnis. Doch

vor dem Hintergrund seiner Biographie kann es kaum verwundern, dass Torres Blandina schon in seinem Debütroman die Konventionen in Frage stellt. Der vierunddreißigjährige Valencianer gründete 2007 das Künstlerkollektiv „Hotel Postmoderno“, das – vor allem durch einen im Internet entwickelten und 2009 in Buchform veröffentlichten Roman – seither viel Aufsehen erregt. Man kann Torres Blandina wohl, ohne zu übertreiben, als Multitalent bezeichnen: Er hat Kurzfilmpreise erhalten, zahlreiche Theaterstücke und Drehbücher sowie Film- und Theatermusik geschrieben, stand selbst als Schauspieler auf der Bühne und wurde für seine Reisereportagen ausgezeichnet. Nicht zuletzt ist er Herausgeber einer Zeitschrift und hauptberuflich Lehrer. Einem großen Publikum bekannt wurde er allerdings als Musiker. Mit seinen Bands ella está muerta und niñamala bewegt er sich ebenfalls außerhalb der Genre-Schablonen. In allen Disziplinen legt der Tausendsassa eine Leichtigkeit an den Tag, die ihresgleichen sucht. Auch als Romanautor, dem jüngsten Feld, das er sich erschlossen hat, ist er von Anbeginn an hochproduktiv und mit Erfolg gesegnet. Bereits sein Debütroman „Salvador und der Club der unerhörten Wünsche“ wurde 2007 in Spanien mit dem prestigeträchtigen Literaturpreis „Las Dos Orillas“ ausgezeichnet. Die zwei nachfolgenden Romane wurden ebenfalls für Preise nominiert.

Dass das in „Salvador und der Club der unerhörten Wünsche“ gewagte Experiment gelingt, liegt vor allem an der poetischen, beschwingten Sprache und an dem Einfallsreichtum des Autors. „Ich mag Geschichten über ganz normale Leute. Gespenster, Außerirdische und so finde ich langweilig“, sagt Salvador über sich selbst. Ganz normal sind die Menschen und Lebensläufe, von denen er be-

richtet, allerdings nicht: Da ist sein Alter Ego, der Dichter und Flughafenkehrer Pau, der unter einem finnischen Pseudonym Gedichtbände herausgibt und der im Transitraum, seiner spirituellen Heimat, den Tod seiner Kunstfigur inszeniert. Mysteriös sind die Mitglieder eines geheimen Clubs, der mit Glücksverheißungen lockt und gegen viel Geld alle erdenklichen Wünsche erfüllt. Grotesk mutet Salvadors Beweisführung dafür an, dass es Japan gar nicht gebe, fotografierende Gruppen und Sushi ein Werbegag seien.

Teilweise sind die Ideen etwas abgeschmackt: Das Wedeln mit dem Buch sei in bestimmten Kreisen eine Aufforderung zum Sex auf der Toilette, erzählt Salvador einer jungen Dame, die sich mit ihrer Reiselektüre Luft zufächelt. Nicht jede Geschichte wird zu Ende gebracht. Manches wird nur angerissen, lässt Raum für Deutung. Salvador unterbricht sich häufig, wenn er sich seiner Arbeit zuwendet oder die Zuhörer ihre Flüge erreichen müssen. Kehren diese zurück, so knüpft er dort an, wo er aufgehört hat. Dadurch wird er zum festen Bezugspunkt an diesem Ort der ständigen Bewegung.

Mit „Salvador und der Club der unerhörten Wünsche“ hat der Globetrotter Torres Blandina eine Hommage an den Flughafen, die Heimat des Heimwehs, aber auch eine Liebeserklärung an die Menschen vorgelegt. Die Sicht auf die Welt kann die unterhaltsame Lektüre wohl nicht verändern, vielleicht aber die auf Flughäfen. Womöglich genießt man es bei der nächsten Fernreise, für ein, zwei Stunden aus allen Kontexten herausgelöst, befreit von täglichen Gewohnheiten und somit offen für ungewöhnliche Begegnungen zu sein. In jedem Fall ist das Buch ein Ticket zu einem vergnüglichen literarischen Schwebflug.

ANNIKA MÜLLER

Alberto Torres Blandina: „Salvador und der Club der unerhörten Wünsche“. Roman. Aus dem Spanischen von Petra Zickmann. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2010. 224 S., geb. 16,95 €.

Schlecht gelaunt

Abc des Lebens: Franz Doblers „Letzte Stories“

Auf seiner Homepage präsentiert er sich, als wollte er an einem Johnny-Cash-Ähnlichkeitswettbewerb teilnehmen. Ein Foto stilisiert Franz Dobler mit Cowboyhut, verwegemem Blick und schwarzem Hemd zum „Man in Black“. Der verstorbene Country-Star, dem Dobler vor acht Jahren eine grillenhafte Biographie widmete, bleibt das große Vorbild des 1959 im bayerischen Schongau geborenen Autors, DJs und Journalisten. Selbst zu einigen aus der Hüfte geschossenen Westerngedichten ließ sich Franz Dobler von ihm und anderen vermeintlichen Outlaws inspirieren. Und seit seinem Roman „Tollwut“ aus dem Jahr 1991 wird er zu Recht als ernstzunehmender Erzähler wahrgenommen, obgleich ihm danach nur noch äußerst selten eine so zwingende Prosa gelang wie in diesem kraftvollen Debütroman.

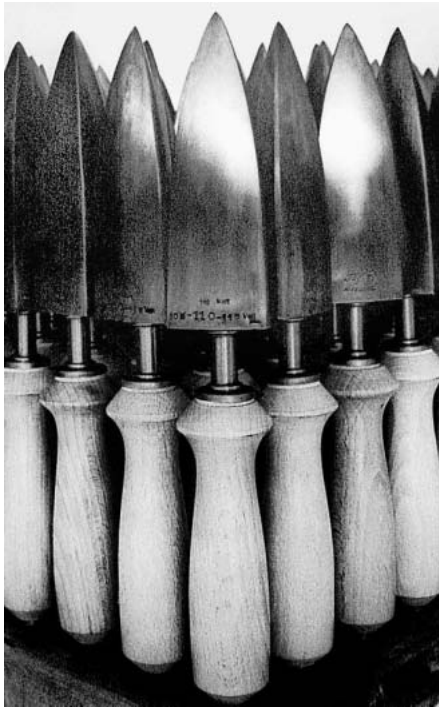
Seither widmete sich Franz Dobler vermehrt der konzentrierten Form der Kolumne oder der Kurzgeschichte. Sein neues Buch, „Letzte Stories. 26 Geschichten für den Rest des Lebens“, versammelt Texte, die Dobler vorwiegend für das Augsburger Kulturmagazin „a-guide“ verfasste, als regelmäßige Kolumne, von Short Stories geprägt. Ein „Abc des Lebens“ sollten sie ergeben, mit Geschichten von A wie „Aufpassen“ bis Z wie „Zufall“. Herausgekommen ist dabei jedoch eher ein Abc der schlechten Laune, was vor allem daran liegt, dass Franz Dobler mit jeder Zeile seinen Status als miesel-süchtiger Undergroundliterat zu verteidigen sucht: „Ich wurde dann doch nicht wahnsinnig, aber ich war, wie immer, kurz davor, es zu werden, und im Sommer hat ein Mensch mit einer minimalen Restsensibilität sowieso kaum eine Überlebenschance. Einmal eine Stunde in einem Biergarten sitzen, und ich bin eigentlich schon so gut wie selbstmordgefährdet.“ So beginnt die Geschichte mit dem Titel „Doof“.

In ähnlich galligem, selbstironischem Tonfall geht es weiter, ob nun von Elvis die Rede ist, von der Suche nach einem Bluegrass-Konzert in Tennessee oder von einem Sternengucker, der sich als Spanner entpuppt. Zwar glücken Franz Dobler hie und da einige erstaunliche, durch einen sarkastischen Humor abgefederte Vignetten, in weiten Teilen kann man sich in diesen sechszwanzig Geschichten allerdings nicht des Eindrucks erwehren, der Autor eifere mühsam stilistischen Idolen wie Jörg Fauser, Wolf Wondratschek oder Charles Bukowski hinterher. Vieles wirkt epigonal, gesucht originell oder wie aus einer amerikanischen Vorlage übersetzt, was im schlimmsten Fall zu Stilblüten führt.

So fährt man in „Letzte Stories“ nicht zur, sondern direkt in die Hölle, die Barfly – so die amerikanische Bezeichnung für einen notorischen Säufer – wird wörtlich zur Barfliege, und eine Bekanntschaft in San Francisco schien nicht nah am Wasser, sondern „nah an den Wutanfällen gebaut zu sein“. Was sprachlich nicht passt, wird hier auf Biegen und Brechen passend gemacht. Wer der verkrampften Außenseiterpose der Erzählerfiguren nichts abgewinnen kann, wird weils Kurzweil bei dieser Lektüre verspüren. Am Ende bilanziert Franz Dobler, was von seiner Arbeit übrig bleiben soll: ein paar gute Geschichten. Ein paar mehr als in „Letzte Stories“ hätten es aber schon sein dürfen.

ALEXANDER MÜLLER

Franz Dobler: „Letzte Stories“. 26 Geschichten für den Rest des Lebens. Blumenbar Verlag, Berlin 2010. 168 S., geb. 17,90 €.



Hell steht der Wald und schweigt: Albert Renger-Patzschs „Heizeisen für die Schuhfabrikation“ von 1929 © VG Bild-Kunst, Bonn 2010

ist. Fraglos bezog Renger-Patzsch gerade aus solchen Aufträgen der Industrie für viele Jahre einen beträchtlichen Teil seiner Einkünfte. Aber ebenso klar tritt aus seinen kurzen schriftlichen Kommentaren ein Selbstverständnis hervor, das fotografische Bild gar nicht anders denn als Schlüsselfrage moderner Bildästhetik aufzufassen zu können.

Der kaum je ausgesprochene, aber stets in den Blick genommene Leitbegriff heißt „Qualität“. Wie diese aber praktisch zu erlangen und zu bestimmen sei, gerade darüber hat Renger-Patzsch mehr als vierzig Jahre nicht allein mit der Kamera, sondern auch an der Schreibmaschine nachgedacht.

Man kann sich ein solches Bemühen fürs Erste gar nicht einfach genug denken: Auf dem Niveau handelsüblicher Amateur-Ratgeber werden Fragen des richtigen Gebrauchs von Kamera-Apparaturen und Fotoplatzen, von Entwicklerbädern und Fotopapieren verhandelt. Es ist ein ausgeprägter Sinn für das Praktische, der sich hier Bahn bricht und zuweilen das Kuriose nicht allein streift.

So wird jenen, die „Winterphotographie und Schneeschuhsport“ kombinieren

wollen, empfohlen, die Ausrüstung im Rucksack so fest zu verpacken, „daß es nicht klappert“. Überdies sollen noch unbenutzte Platten „durch Reservestrümpfe oder Handschuhe vor unmittelbaren Stößen geschützt“ werden. Doch so anekdotisch sich diese Ratschläge ausnehmen mögen, in ihrer Summe arbeiten sie an einer Vorstellung von Fotografie, die von der ersten Idee bis zum fertigen Bild den höchsten Maßstab anlegt.

Es ist bemerkenswert, dass Renger-Patzsch von einer solchen Suche nach dem gelungenen Bild ausdrücklich niemanden ausschließt. Unter der Hand erzählen alle diese Texte eine Sozialgeschichte des Aufstiegs des Berufsstandes des Fotografen zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Und nicht zuletzt gehört hierher, dass das Bemühen um eine „fotografische Fotografie“, wie es an einer Stelle mit viel-sagendem Nachdruck heißt, den Unterschied zwischen Fachfotografen und Amateur nur so lange kennt, wie Letzterer noch nicht die professionelle Präzision erlangt hat. Ob aber Amateur oder Profi, dessen Blick sich an der Strickmaschine für Nylonstrümpfe entzünden mag: Die beiden gestellte Aufgabe bleibt aus der Sicht Renger-Patzschs stets das bestmögliche fotografische Bild.

STEFFEN SIEGEL

Albert Renger-Patzsch: „Die Freude am Gegenstand“. Gesammelte Aufsätze zur Photographie. Hrsg. v. Bernd Stiegler, Ann und Jürgen Wilde. Wilhelm Fink Verlag München 2010. 329 S., Abb., br., 32,90 €.